



*Joanna Trollope*

Bruder  
und  
Schwester

**Weltbild**

Nathalie und David sind adoptiert. Ihre Adoptiveltern haben daraus nie ein Geheimnis gemacht. Die Geschwister wissen auch, dass sie über keinerlei Blutsbande miteinander verbunden sind. Dennoch scheint die Welt für sie in Ordnung. Beide haben längst eine eigene Familie, als die Fassade unvermittelt zu bröckeln beginnt. Während sich Nathalie offensiv dem Gespenst ihrer Vergangenheit stellt, versucht David die Aufklärung zunächst abzuwenden. Doch Nathalie zwingt ihren Bruder dazu, sich gemeinsam mit ihr auf die Suche nach den jeweiligen Müttern zu machen. Eine Agentur hilft ihnen dabei, das Geheimnis ihrer Herkunft zu lüften. Nach und nach kommen all jene Gefühle an die Oberfläche, die alle Beteiligten über viele Jahre sorgsam verborgen haben. Es beginnt ein aufreibender Prozess für die Partner, die Adoptiveltern und besonders für die leiblichen Mütter, die in all den Jahren ein völlig anderes Leben geführt haben.

Joanna Trollope

# Bruder und Schwester

Roman

Aus dem Englischen von Angelika Kaps

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Brother & Sister.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Berlin Verlag in der Piper Verlag  
GmbH, Berlin

Übersetzung: Angelika Kaps

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-796-7

# Kapitel eins

Von seinem Platz aus konnte Steve das Studio der ganzen Länge nach überblicken. Er konnte es auch der Breite nach überblicken, von einer rohen Backsteinmauer bis zur anderen, und dann hoch, ganz hoch hinauf bis in den Dachraum, wo die Balken aus dem siebzehnten Jahrhundert – noch immer den Eindruck der knorrigen Äste und Stämme vermittelnd, die sie einst gewesen waren – ein unregelmäßiges und pragmatisches Muster bildeten. Er hatte die Beleuchtung so angebracht, dass an dunklen Tagen oder abends der Blick, wie in Kathedralen und Domen, nach oben gezogen wurde. Es war wohltuend, nach oben zu schauen, wohltuend und ermutigend. Er hatte in den vergangenen acht Jahren seit der Fertigstellung des Studios viele Stunden damit zugebracht, zu diesem Gewirr von Balken hinaufzuschauen und über die Bäume nachzudenken, die sie früher gewesen waren, über den Himmel, der sich noch immer über ihnen jenseits des Daches wölbte. Er mochte die Grenzenlosigkeit dieser Gedanken, ebenso wie er diese namenlose, undefinierbare Zeit am Ende eines jeden Arbeitstages mochte, wenn alle anderen nach Hause gegangen waren, ihn allein gelassen hatten und er seinen Geist nach den aufreibenden Stunden sachte auf den Grund eines stillen Teiches nicht wirklichen Denkens hinabsinken ließ.

Dass Steve immer als Letzter ging, war schon zur Dauerbelustigung geworden. Ebenso das marineblaue Firmenschild über dem Erdgeschossfenster: »Steven Ross und Partner – Designer«.

»Und wer sollen diese Partner sein?«, fragte Titus. Titus arbeitete seit drei Jahren für Steve. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, klein, stämmig und robust, und er besaß jene ausgefeilten Umgangsformen, wie sie mitunter einer altmodischen englischen Erziehung entspringen. »Denn ich bin es anscheinend nicht.«

»Es ist ein Name«, sagte Steve und tat, als würde er in Unterlagen lesen. »Es ist nur ein Name. Für den Eintrag im Handelsregister.«

»Nicht mein Name«, sagte Justine. Sie kam direkt von der Kunstakademie und rollte ihre Zigaretten selbst. Sie blinzelte Titus zu.

»Eines Tages vielleicht doch«, sagte Steve. »Wenn ich denke, dass

Sie es wert sind.«

Das gefiel ihr. Sie wollte keine oberflächlichen Schmeicheleien, sondern eine Aufgabe von Steve, sie wollte ihm beweisen, dass sie, obwohl sie noch an den Fingernägeln kaute, Elan und Zielstrebigkeit besaß. Beim Vorstellungsgespräch hatte er nur schweigend ihre Mappe durchgesehen und dann gesagt: »Gut.« Es war ihr siebtes Vorstellungsgespräch gewesen, und bisher hatten alle immer nur geseufzt und gesagt, sie hätten eigentlich doch keine Stelle frei. Von diesem »Gut« zehrte sie noch wochenlang.

Steve reckte sich langsam und genüsslich auf seinem Stuhl – schwedisch und ergonomisch – und betrachtete sein kleines, befriedigendes Reich. Er blickte auf die Original-Ulmenholzdielen – ungeheuer breit: welchen Umfang mochten wohl die Bäume gehabt haben? –, die rechteckigen Schreibtische von Titus und Justine und den nüchternen, beinahe sterilen Bereich, wo Meera sich der Buchführung und Verwaltung mit herzerfrischender Ordentlichkeit annahm. Steve gab sich große Mühe, es mit der Ordnungsliebe nicht zu übertreiben, nicht permanent deswegen herumzunörgeln. Er bemühte sich eifrig, daran zu denken, dass die Präzision, die Balsam für seine Seele zu sein schien, maßvoll und angemessen bei der Arbeit Anwendung fand, sich aber nicht – die Betonung lag auf »nicht« – auf den Rest des Lebens ausdehnen sollte.

Es war Nathalie, die ihm das bewusst gemacht hatte. Vor Jahren, noch bevor er dieses baufällige Stadt-Cottage mit seinem ganzen herausfordernden Potenzial als Arbeitsstätte entdeckte, hatte er sie zu überreden versucht, mit ihm zusammenzuziehen.

Sie hatte ihn zweifelnd angesehen.

»Die Sache ist die«, hatte sie gesagt, »du bist ziemlich – na ja, ziemlich achtsam.«

Das hatte ihn verletzt.

»Du meinst pingelig«, hatte er gesagt, »du meinst anal.«

Sie seufzte. Sie fuhr mit dem Zeigefinger unter ihren Augen entlang, als glaubte sie, ihre Wimperntusche sei verschmiert.

»Na ja ...«

»Meine Aufmerksamkeit gilt nicht irgendwelchen Dingen«, betonte

Steve, »sie gilt den Menschen. Ich schenke den Menschen meine Aufmerksamkeit.«

Nathalie schloss die Augen. Steve neigte sich zu ihr.

Und unklugerweise sagte er: »Von allen Menschen, die ich kenne, hast du meine Aufmerksamkeit am nötigsten. Du brauchst meine Aufmerksamkeit.«

Nathalie schaute ihn eindringlich an.

»Das«, sagte sie scharf, »klingt für mich nicht nach Aufmerksamkeit. Das klingt nach Kontrolle.«

Er hatte Zügel angelegt bekommen. Er konnte sich noch gut an das Gefühl erinnern, als die selbstgerechte Verteidigung wie Luft aus ihm entwich und er im Nu klein wurde. Er hatte an seine Mutter denken müssen, die in seiner Kindheit und Jugend bei kleinen Entscheidungen, die sie ohne Probleme hätte alleine treffen können, immer und immer wieder gesagt hatte: »Ich glaube nicht, dass das deinem Vater gefallen würde.«

»Entschuldige«, hatte Steve zu Nathalie gesagt. Er war zutiefst beschämt. »Entschuldige.«

Im Studio an der Wand neben Steves Schreibtisch hing in einem Acrylquader ein Foto von Nathalie. Sie trug ein Jeanshemd und hielt lachend mit beiden Händen ihre langen, dunklen, locker auf dem Kopf aufgetürmten Haare fest. Daneben hing noch ein Acrylquader mit einem Foto von Polly. Polly war fünf Jahre alt. Sie hatte Steves sanft gewelltes Haar und Nathalies schwarz gesäumte Augen. Auf dem Foto schaute sie mit direktem Blick ernst und entschlossen unter der Krempe eines geblühten Sonnenhutes hervor. Sie war gerade eingeschult worden, angemeldet als Polly Ross-Dexter, weil Nathalie ihren Mädchennamen nicht aufgeben und Steve die Schule nicht auf den Gedanken bringen wollte, er sei nicht Pollys Vater. Es hatte eine Auseinandersetzung darüber gegeben, wessen Name an erster Stelle stehen sollte, und Nathalie hatte am Ende nur aus Gründen des Wohlklangs nachgegeben. Das war kein Sieg, resümierte Steve, über den er sich besonders gefreut hatte.

Er ließ den Blick nach oben wandern, von dem Beweis für Meeras Organisationstalent zu der scheinbar planlosen Konstruktion der



Zimmerleute des siebzehnten Jahrhunderts. Er hatte oft versucht, hinter die Statik der Konstruktion dort oben zu kommen, hinter die Gründe für die Anordnung der Balken, ob sie das Ergebnis sorgfältiger Berechnungen oder eher aus dem Moment heraus entstanden war, eher so wie: versuchen wir mal dies, versuchen wir mal das. Es war alles in allem kein herrschaftliches Cottage gewesen, vielleicht das Haus eines der hugenottischen Weber, die, in Frankreich verfolgt, nach England geflohen waren und ihr handwerkliches Geschick für die Seidenweberei auf die Wollweberei übertragen, durch die Westerham seinerzeit wohlhabend geworden war, bevor die Mineralquellen entdeckt wurden und es durch den Zuzug von sozial Bessergestellten aufgewertet wurde. Als Steve auf das Cottage stieß – er war siebenundzwanzig und voller Ideen –, stand es vor sich hin rottend zwischen seinen eleganteren Nachbarn aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert und wurde als Lagerraum für Restaurierungsobjekte genutzt, war voll gestellt mit alten Türen und Kaminteilen und Fußbodenbrettern. Seine eigene Restaurierung hatte ihn einen Bankkredit gekostet, unter dessen Rückzahlung er noch immer litt. Als er ihn aufnahm, hatte er zu Nathalie sagen wollen: »Das ist wohl kaum achtsam, oder?«, aber er hatte sich nicht recht getraut, er wollte ihr nicht die Gelegenheit geben – die sie sehr wohl ergriffen hätte – zu sagen: »Und wessen Interesse dient diese großartige Unachtsamkeit?«

Natürlich seinem eigenen Interesse. Er konnte die Vorteile groß herausstreichen, die es ihnen beiden und den Kindern, die sie vielleicht einmal bekämen, bringen würde, aber tief in seinem Herzen wusste er, dass es anders war. Er lebte schließlich in der Haut des Jungen, der in einem Hinterzimmer des Royal Oak Pub in der Oxford Road aufgewachsen war, dessen Vater über seinen Wunsch, auf die Kunstakademie zu gehen, so erzürnt gewesen war, dass sie zwei Jahre nicht miteinander geredet hatten. Seine Mutter war beschwichtigend zwischen ihnen hin und her geschlichen, hatte ihm Essenspakete in sein möbliertes Zimmer gebracht, das er mit Hilfe der Akademie gefunden hatte, und war immer vor Lokalöffnung zurück gewesen.

Eigentlich hatte er Fotograf werden wollen – das war sein Herzenswunsch gewesen. Er hatte sich ausgemalt, wie er zurück ins

Royal Oak kommen und seinem Vater ein überregionales Magazin oder eine Sonntagszeitung auf den Bartresen knallen und ihm unter die Nase halten würde, mit einer Doppelseite wunderschöner Schwarzweißfotos, aufgenommen von niemand anderem als Steve Ross. Aber etwas hatte diesen Plan vereitelt, etwas war geschehen während des ersten Studienjahrs, als alle anderen davon herumspinnen, Installationen aus Spiegelkacheln zu machen und Wandbilder mit Reisigbesen zu malen. Er hatte einen einzigen Morgen in dem Design-Atelier verbracht und irgendwie gewusst, dass er zu Hause angekommen war. Er hatte es sofort und vollends geliebt; er hatte erkannt, dass es im Wesentlichen um das Zusammenspiel von Präzision und Kreativität ging, er hatte die außerordentliche psychologische Wirkung erfasst, die schon in winzigen Veränderungen, im Bestimmen von Proportionen lag. Es war sauber, klar, intelligent, und es war sein Ding. Als er am Morgen seines neunzehnten Geburtstages zur Kunstakademie radelte, versprach er sich, dass er mal Designer mit einem eigenen Studio werden wollte – werden würde. Er würde es sich selbst beweisen. Er würde es seinem Vater beweisen.

Er rutschte jetzt von seinem Stuhl und griff nach dem Papierkorb. Das war jeden Tag seine letzte Aufgabe und eine weitere Quelle der Belustigung für Titus und Justine, dieses Einsammeln der Papierkörbe, um deren Inhalt in den Schredder, »Steves Schredder«, zu stecken.

»Kann Kim das nicht erledigen?«, fragte Titus, während er bequem an Steves Schreibtisch lehnte.

Kim kam an drei Abenden in der Woche um neun Uhr zum Putzen.

»Nein«, sagte Steve.

»Vertraulich?«

»Hmm«, sagte Steve.

»Oder«, meinte Titus und verschränkte die Arme, »könnte es sein, da Kim am Inhalt Ihrer Papierkörbe wahrscheinlich genauso brennend interessiert ist wie am Ausdruck des Hang-Seng-Indexes, könnte es da sein, dass man ihr den Schredder nicht wirklich anvertrauen kann?«

»Verschwinden Sie«, sagte Steve.

Er steckte den Inhalt seines Papierkorbs in die Maschine. Es würde garantiert nur Papier sein. Ebenso bei Meera. Titus' und Justines Körbe

bargen auch Bananenschalen und Kaugummipapiere und alte Pflaster. Gelegentlich ließ Titus auch die Verpackung eines Kondoms darin, um zu sehen, ob Steve es merkte. Titus' Sexleben schien nach allem, was man mitbekam, eine muntere Angelegenheit zu sein, und er teilte es vorwiegend mit Mädchen, die beträchtlich größer waren als er. Manchmal fragte sich Steve, ob Justine sich ihnen wohl gerne anschließen würde.

Er stellte den Papierkorb wieder zurück unter seinen Schreibtisch und richtete sich auf. Das Foto von Polly hing direkt vor ihm, ihr Mach-mir-nichts-vor-Blick war genau auf seiner Augenhöhe. Sie schien recht glücklich zu sein in der Schule, nichts machte ihr Probleme; tatsächlich machte ihr die Schule vielleicht zu wenig Probleme, denn ihre Klassenlehrerin, so berichtete Nathalie, hatte freundlich angemerkt, dass Polly Konzentrationsschwierigkeiten zu haben schien und dass sie ihr Gehör untersuchen lassen sollten. Steve fasste sich unwillkürlich ans Ohr. Er hatte keine Hörprobleme, nie gehabt.

Unten im Eingangsbereich schlug die Haustür laut zu.

»Ich bin's nur!«, rief Titus.

Steve ging zur Treppe, die vom Studio hinunterführte.

»Was vergessen?«

»Ich hab jemanden dabei!«, rief Titus.

Schritte durchquerten den Eingangsbereich und kamen die Treppe herauf.

Eine Frauenstimme sagte: »Ist ziemlich cool hier.«

»Das wird Steve gefallen«, sagte Titus. »Stimmt's nicht, Steve? Es gefällt Ihnen, dass Sasha dieses Haus cool findet.«

Titus erschien im Studio, rosawangig von der Kälte draußen. Er trug einen riesigen Schal, den er wie ein Student hoch um Hals und Ohren gewickelt hatte.

»Tut mir Leid, dass ich zurückkomme«, sagte Titus grinsend. »Ich weiß, Sie haben uns gern endgültig draußen, wenn wir einmal draußen sind.«

Eine Frau tauchte hinter Titus an der Treppe auf. Sie war unvermeidlich viel größer als er und älter, möglicherweise Mitte dreißig, mit dichten, gebleichten und kurz geschorenen Haaren. Sie streckte

Steve die Hand hin.

»Ich bin Sasha.«

»Hallo«, sagte Steve.

Titus steckte die Hände in die Taschen.

»Wir haben ein kleines Anliegen«, sagte er. »Wir hatten eine spontane Eingebung ...«

»Ich hatte«, sagte Sasha lächelnd zu Steve. »Es war meine spontane Eingebung.«

»Haben Sie fünf Minuten Zeit für uns?«, fragte Titus.

Steve sagte: »Ich wollte gerade nach Hause, um Polly vorzulesen.«

»Polly?«

»Meine Tochter«, sagte Steve. Er zeigte kurz auf das Foto. »Sie ist fünf.«

Sasha spähte hinüber.

»Allerliebste. Fünf. Dreht sich also alles um Barbie und Angelina Ballerina.«

Steve lächelte sie an.

»Alles, was rosa ist.«

»Ich liebe Rosa«, sagte Titus markig. Er wickelte den Schal ab und warf ihn über die Ecke von Justines Schreibtisch. »Erklär's ihm, Sasha.«  
Sie zögerte.

»Es ist ein bisschen unverfroren ...«

»Titus ist unverfroren«, sagte Steve.

»Nur dass es in dem Fall nicht Titus ist, ich bin es.«

»Tja, dann...«

»Ich arbeite an einem Projekt«, sagte Sasha. »Ich mache einen Kurs, einen Beratungskurs, und ich schreibe eine wissenschaftliche Arbeit über Identität, persönliche Identität, woher wir kommen, wie wir uns definieren. Solche Sachen.«

Steve dachte kurz ans Royal Oak. Er blickte auf Sashas Hände. Sie waren lang und geschmeidig, und an beiden Daumen trug sie einen schlichten Silberring.

»Die Sache ist ...«, fuhr Sasha fort und hielt dann inne. Sie sah zu Titus.

»Dein Projekt«, sagte er leichthin.

»Titus hat mir von Ihrer Frau erzählt.«

»Partnerin«, sagte Steve.

Sasha blickte kurz zu Pollys Bild.

»Entschuldigung ...«

»Was ist mit Nathalie?«

»Dass sie adoptiert ist«, sagte Sasha.

Steve sah zu Titus.

»Das habe ich Ihnen erzählt?«

»Ja.«

»Möchte wissen, warum«, sagte Steve. »Das tue ich normalerweise nicht. Ich denke nicht darüber nach.«

»Ach nein?«, fragte Sasha.

Er sah sie an. Sie war attraktiv, irgendwie knochig und kühn mit diesem gebleichten, seehundfellartigen Haar. Er lächelte freundlich.

»Nein«, sagte er liebenswürdig, »das brauche ich nicht. Sie braucht es auch nicht. Es ist kein Thema.«

»Aber ...«

»Tut mir Leid«, sagte Steve, »aber Nathalie ist nicht traumatisiert. Sie hat immer gesagt, sie sei froh, adoptiert zu sein, sie habe sich aussuchen können, wer sie sein wollte.«

»So habe ich mich nie gefühlt«, sagte Titus. Er steckte die Hände in die Taschen. »Ich weiß genau, wo ich herkomme, und so gut wie nichts davon hätte ich mir freiwillig ausgesucht.«

Sasha beugte sich vor.

»Ich hatte wirklich nicht vor, mich in etwas hineinzudrängen ...«

»Das tun Sie nicht.«

»Es ist allerdings ziemlich faszinierend«, sagte Sasha, »dass es ihr nichts ausmacht.«

»Sie hat mich immer damit aufgezogen«, sagte Steve, »was sie die Kämpfe mit meiner Bio-Familie nannte. Sie hatte so etwas nicht. Kämpfe, meine ich.«

Sasha schaute wieder auf Pollys Bild.

»Wir sollten Sie nicht länger aufhalten.«

»Nein.«

»Aber – aber meinen Sie, sie würde mit mir reden?«

»Was?«, sagte Steve. »Ob Nathalie mit Ihnen über Adoption reden würde?«

Sasha gestikulierte mit ihren großen Händen. Die Ringe ließen ihre Daumen merkwürdig gestutzt aussehen.

»Es wäre überaus interessant. Es wäre ein solcher Kontrast, verstehen Sie, eine so völlig andere Reaktion als die landläufigen Erfahrungen, so eine erfrischende Abweichung ...«

»Von was?«

»Von dem, was allgemein als tiefer Einschnitt der Urwunde anerkannt ist.«

»Der was?«

»Bringen Sie sie nicht auf Touren«, meinte Titus.

Sasha sagte deutlich, als würde sie zitieren: »Das verlassene Baby lebt ein Leben lang in jedem Adoptivkind.«

Steve lächelte.

»Nicht in Nathalie.«

»Überaus faszinierend«, sagte Sasha erneut. Sie überlegte einen Moment, und dann sagte sie: »Glauben Sie, sie würde mal mit mir reden?«

Steve entfernte sich ein Stück in Richtung der Schalttafel an der Wand, die die Lichtanlage steuerte.

»Ich kann sie fragen.«

»Das würden Sie tun?«

»Sicher«, sagte Steve. »Ich meine, sie mag es für eine private Angelegenheit halten, aber ich weiß, dass sie es nicht für ein Geheimnis hält. Ich kann es versuchen.« Er legte eine Hand auf die Schalter und wandte den Kopf, um Sasha über die Schulter hinweg anzusehen. »Soll ich Sie als Titus' Freundin beschreiben?«

»Wenn Sie wollen«, sagte Titus. Er nahm seinen Schal und wickelte ihn sich um den Hals.

Sasha blickte auf ihn hinunter.

»Wenn ich will«, sagte sie.

»Los geht's«, sagte Steve. »Ich mache den Laden zu.«

Titus ging an ihm vorbei und mit einstudiert lässigem Tempo die Treppe hinunter. Sasha zögerte, bevor sie ihm folgte. Sie war beinahe

so groß wie Steve, beinahe eins achtzig.

»Danke«, sagte sie.

Er drückte auf die Schalter, und das Studio versank still in Dunkelheit.

»Kann nichts versprechen.«

»Nein, aber vielen Dank für den Versuch.«

Er warf ihr einen kurzen Blick zu und deutete ihr an, vor ihm die Treppe hinunterzugehen.

»Ich werde Titus Bescheid sagen«, meinte er.

Steve radelte nach Hause. Er hatte sein Leben lang Fahrräder besessen, angefangen mit einem Kinderfahrrad, als er vier war – das Geschenk eines gutmütigen Gastes seines Vaters –, um damit im Garten des Royal Oak herumzufahren, bis zu diesem Achtundzwanzig-Gänge-Mountainbike, das er – ohne Sattel – in einem Container hinter dem Kino gefunden hatte. Hinten war ein Sitz für Polly befestigt, die, wenn sie mitfuhr, einen hellblauen Fahrradhelm mit Figuren aus Pu der Bär drauf trug. Sie fuhren mit dem Rad zum Schwimmen und zum Einkaufen all der Schrauben und Haken, die für das Anbringen aller möglichen Dinge an den Wochenenden gebraucht wurden, und zum Tee im Royal Oak mit Pollys Großeltern. Manchmal fragte sich Steve, ob Polly sich an diese Ausflüge erinnern würde, wenn sie mal älter war, an den beruhigenden Anblick des Rückens ihres Vaters, an den absurden Anblick seines Sturzhelms. Nathalie sagte ihm, dass Pollys Haltung hinten auf dem Sitz ebenso würdevoll und teilnahmslos war wie die eines Paschas in einer Sänfte.

Die Straße, in der sie wohnten, befand sich, wie auch das Studio, am Rande einer von Westerhams besseren Gegenden. Eine Straße mit glatten Hausfassaden, aus dem ortsüblichen blassen Kalkstein gebaut, und mit kurzen Treppen, die direkt vom Bürgersteig zu den Eingangstüren führten. Steve und Nathalie hatten ihre Wohnung fünf Monate vor Pollys Geburt gefunden, eine lang gestreckte Parterrewohnung mit einem Ausgang zu einem kleinen Garten mit einem Pflaumenbaum und einem Schuppen.

»Männer mögen Schuppen, oder?«, sagte Nathalie. Sie hatte die

Wohnung dringender haben wollen als Steve, wegen des Gartens und weil sie schwanger war. »Ich dachte, ein Schuppen würde dich rumkriegen.«

Steve hatte etwas anderes im Kopf gehabt. Er hatte sich eine Wohnung im ersten Stock vorgestellt mit hohen Fenstern und Gesimsen mit Schmuckelementen, eine Wohnung so anders wie nur irgend möglich als die dunklen, beengten Räume des Royal Oak.

»Ich könnte eine Wäscheleine aufspannen«, sagte Nathalie, die eine Hand auf ihrem Bauch und die andere am Pflaumenbaum. »Das Baby könnte hier draußen schlafen.«

»Ja«, sagte Steve.

»Sie hat eine gute Küche«, meinte Nathalie. »Und einen separaten Eingang.«

Steve sah sie an. Er dachte an das Studio und an seine Ziele; dann überlegte er, was ihm das beides ohne Nathalie noch bedeuten würde.

»Können wir einen Kompromiss schließen? Können wir sagen, fünf Jahre hier, und dann überlegen wir noch mal?«

Die fünf Jahre waren jetzt vergangen. Polly war fünf Jahre und einen Monat alt, und ihre winzigen Kleider waren tatsächlich an einer zwischen Zaun und Pflaumenbaum gespannten Leine getrocknet. Nathalie hatte die Wohnung sehr – na ja, hübsch war das Wort, das Steve benutzen würde, charmant, gemütlich eingerichtet. All die ansprechenden, harmlosen Fähigkeiten, die sie an der Kunstakademie an den Tag gelegt hatte – sie hatte sich am Ende auf Textilien spezialisiert –, wurden offenkundig in dem Zuhause, das sie für Steve und Polly geschaffen hatte. Es war ein Zuhause, ohne Zweifel. Wenn man ein Zuhause als den Schauplatz seines gesamten häuslichen Lebens definierte, inklusive allem dazu erforderlichen emotionalen und praktischen Zubehör, war es das, was Nathalie geschaffen hatte.

Als er die Straße entlangradelte, konnte er das safranfarbene Rechteck seines erleuchteten Vorderfensters sehen, des Fensters seiner Wohnküche, wo Polly ihr Abendbrot am Kiefernholztisch gegessen und ihm wahrscheinlich ein Bild gemalt hatte, von sich selbst, sehr groß, und ihren Eltern, um einiges kleiner, und dann, in Purpur oder Rosa – ihren Lieblingsfarben – den Hund, den sie sich sehnlichst wünschte. Sie hatte



Hunde immer gemocht, sogar nachdem sie einmal im Alter von zwei Jahren von einem Schäferhund angesprungen und ein paar Stufen die Treppe hinuntergestoßen worden war.

»Sehr merkwürdig«, sagte Nathalie. »Ich mag keine Hunde.«

Er stieg vom Rad und schob es in den feuchten überdachten Durchgang zwischen ihrem und dem Nachbarhaus. Er hatte mal Pläne gehabt für diesen Durchgang, Visionen von Pastellfarbe und Gitterwerk, doch diese Pläne hatten sich aufgelöst wie so viele andere, aufgelöst im Studio, im Familienleben, im unbarmherzigen Fortlauf der Stunden und Tage und Wochen. Er dachte manchmal an all die Zeit, die er als Kind gehabt hatte, all diese gewaltigen Zeitflächen, die damals still und träge um ihn herumlagen, so viele, dass er manchmal nicht wusste, womit er sie ausfüllen sollte. Wohingegen jetzt ... Nun ja, jetzt schien die Zeit ihn einfach vorwärts zu schieben wie jemand, der ungeduldig unentwegt einen Fußball vor sich her dribbelt.

Er betrat den dunklen Garten. Ein an der Außenwand befestigtes Licht schien hinunter auf Pollys Barbie-Fahrrad, das umgekippt auf dem Pflaster lag, und auf eine ordentliche Reihe Blumentöpfe unter Folie, in denen Nathalie versuchte, Aurikeln zu ziehen. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und ging ins Schlafzimmer, das nur vom Licht aus dem Flur dahinter erhellt wurde.

»Wieder da«, rief er.

Schritte polterten. Polly kam den Flur entlanggefegt und blieb dann wie immer einige Schritte vor ihm stehen.

»Ich hab schon fast geschlafen«, sagte sie.

»Du klingst nicht sehr verschlafen ...«

»Ich wollte gerade das Licht ausmachen. Gerade eben.«

Er bückte sich und gab ihr einen Kuss. Sie roch nach Shampoo und Marmite.

»Hast du aber nicht«, sagte er. »Und jetzt bin ich hier.«

Sie drehte sich um und marschierte den Flur zurück. Ihr Schlafanzug war zu groß für sie und ließ sie wie einen Miniaturrapper aussehen.

Nathalie erschien in der Tür von Pollys Zimmer.

»Er ist da«, sagte Polly resigniert.

»Tut mir Leid«, sagte Steve, »ich wurde durch eine Art Projekt von

Titus aufgehalten.«

Nathalie mochte Titus. Er kam gelegentlich zum Abendessen und zeichnete Hunde für Polly.

»Ist schon gut.«

Steve neigte sich zu Nathalie und küsste sie auf die Wange.

»Ich will Miffy«, sagte Polly.

»Muss es unbedingt Miffy sein?«

»Ja«, sagte Polly.

Nathalie ging an Steve vorbei Richtung Küche.

Im Gehen sagte sie: »Wir waren beim Ohrenarzt.«

»Was?«, fragte Steve. Er blickte ihr irritiert hinterher. Das war so eine Angewohnheit von ihr, ihm den Rücken zuzuwenden, wenn sie etwas sagte, das er hören sollte.

Er folgte ihr.

»Was?«

Nathalie drehte sich nicht um.

»Wir waren beim Ohrenarzt. Polly und ich. Du wusstest darüber doch Bescheid.«

»Ach ja?«

»Ja«, sagte Nathalie. »Du hast es gewusst. Wir haben darüber gesprochen.«

»Nein, haben wir nicht.«

»Eigentlich«, sagte Nathalie, »hast du Recht. Nein, haben wir nicht. Ich habe geredet, und du hast nicht zugehört.«

Steve atmete tief ein und prüfte, wo Polly war. Dann sagte er betont freundlich: »Und was hat er gesagt?«

»Es ist irgendeine Missbildung. Eine Art Blockierung. Irgendwas verstopft das Mittelohr.«

Steve sagte etwas lauter: »In Pollys Ohren gibt es eine Missbildung?«

»Er wollte auch meine untersuchen. Er wollte sehen, ob es bei mir in einem Ohr etwas Ähnliches gibt. Er meinte, es sei irgendwas Erbliches, eine Eigenart wie ein krummer Finger oder die Art des Haarwuchses.«

»Und hat er was gefunden?«

Nathalie schüttelte den Kopf.

»Nein.«

Polly kam in die Küche, in der Hand ihr Miffy-Buch.

»Miffy!«, sagte sie im Befehlstone zu ihrem Vater.

Steve schaute hinunter.

»Wirst du nicht ein bisschen zu alt für Miffy, mein Spatz?« Er ging zur anderen Tischseite, damit er Nathalies Gesicht sehen konnte. Sie schaute auf den Tisch hinunter, ihre Haare waren nach vorne gefallen.

»Nat. Ist das etwas Ernstes?«

»Er meinte, es sei ein ziemlich einfacher Eingriff. Es muss eigentlich nur ein bisschen Knorpel entfernt werden. Aber viel Nachsorge, weil Ohren so kompliziert sind.«

»Wird es wehtun?«

Nathalie nickte. Er beugte sich vor und fasste über den Tisch hinweg nach ihrem Arm.

Er sagte beruhigend: »Die machen das schon. Sie sorgen dafür, dass es ihr nicht wehtut. Sie verstehen sich heute bestens auf Schmerzkontrolle.«

»Miffy!«, rief Polly.

»Zwei Minuten, Liebes«, sagte Steve. »Nat?«

»Das ist es nicht«, sagte Nathalie. Sie verschränkte die Arme, als wäre ihr kalt. »Es ist eine einfache Operation und alles. Das weiß ich.«

»Was dann? Geht es um ihr Hörvermögen? Ist ihr Hörvermögen beeinträchtigt?«

»Das ist es jetzt«, sagte Nathalie.

»Ja. Ja, ich weiß. Aber wird die Operation es verbessern? Na sicher, das ist doch der Sinn der Sache, die Blockierung ist das Problem ...«

»Ich fühle mich schon den ganzen Nachmittag ganz krank«, sagte Nathalie.

Steve wartete. Polly kam und stellte sich neben ihn und hielt ihr Buch hoch.

»Nur eine Sekunde, Polly ...«

»Keine Sekunde«, sagte Polly. »Jetzt gleich.«

Steve bückte sich und hob sie hoch. Sie hielt ihm das Buch mit beiden Händen dicht vors Gesicht.

»Miffy.«

»Ja. Miffy. Das sehe ich.«

»Ich habe mich noch nie so gefühlt«, sagte Nathalie. »Ich habe noch nie so gedacht. Ich meine, das ist eine kleine Blockierung in Pollys Ohr, es ist nicht eine dieser großen, beängstigenden Sachen, mit denen viele Eltern konfrontiert werden, es ist nur eine kleine Sache, eine rein mechanische Angelegenheit. Aber – aber, also, in dem Sprechzimmer heute habe ich mich einfach entsetzlich gefühlt, so verloren. Ich habe gedacht – ich habe gedacht, was gibt es noch alles, was ich nicht weiß?«

Sachte schob Steve das Buch mit einer Hand runter, sodass er über den Tisch sehen konnte.

»Wie bitte?«

Nathalie hob den Kopf.

»Was weiß ich noch alles nicht über Pollys Herkunft?«

Steve schaute Polly an. Er schenkte ihr ein strahlendes Lächeln.

»Natürlich wissen wir, woher Polly kommt. Etwa nicht, Polly? Du kommst von Mami und Daddy.«

Polly schlug auf ihr Buch.

Sie sagte warnend: »Ich könnte böse werden.«

»Es geht um vorher«, sagte Nathalie. »Über das hinaus. Ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem Nichts zu schweben. Einem leeren Raum.«

Steve veränderte den Griff um seine Tochter.

»So hast du noch nie geredet.«

»So habe ich mich noch nie gefühlt.«

»Du willst doch nicht sagen«, meinte Steve, »dass wir auf ein kleines Problem in Pollys Ohr stoßen, ein Problem, das anscheinend leicht behoben werden kann, und du mit einem Mal dein ganzes Selbstvertrauen verlierst?«

Nathalie blickte ihn an.

»Wieso nicht?«

»Weil – na ja, weil es nicht vernünftig ist.«

»Es geht hier nicht um Vernunft.«

Sie drehte sich zur Seite. Murmelte etwas.

»Was?«

»Ich sagte, es geht hier nicht um Vernunft. Es geht um Gefühle. Und Gefühle – na ja, Gefühle haben Erinnerungen.«

Steve schluckte. Er sah zu Polly. Ihr Blick haftete unversöhnlich auf seinem Gesicht und machte ihm klar, dass sie ihn durchaus zwingen würde, ihr aus einem Buch vorzulesen, von dem sie beide wussten, dass es für Dreijährige gedacht war. Steve lächelte Polly an. Er fragte sich, noch während er den Mund verzog, ob es beschämend einschmeichelnd war.

»Pass auf«, sagte Steve. Er blickte Nathalie an. »Polly und ich gehen jetzt und lesen Miffy, und du rufst deine Mum an.«

»Daran hatte ich auch schon gedacht ...«

»Dann mach das.«

»Aber ich glaube, ich würde lieber David anrufen.«

»Wozu soll das gut sein«, sagte Steve mit einer Stimme, die sein Bemühen um Kontrolle Lügen strafte, »deinen Bruder anzurufen?«

»Weil er es verstehen wird.«

»Runter«, sagte Polly. »Lass mich los.«

Steve ließ sie runter und blieb, die Arme noch locker um sie gelegt, neben ihr in der Hocke.

»Aber Nat, er ist nicht dein richtiger Bruder, ich meine, er hat weder deine noch Pollys Ohren. Er ist nur der Bruder, mit dem du aufgewachsen bist ...«

Nathalie machte ein paar Schritte von ihm weg. Steve wandte sich Polly zu.

»Welches Ohr, Polly?«

Sie fasste sich an das eine. Und dann an das andere und zuckte mit den Schultern.

»Miffy«, sagte sie mit Babystimme. »Jetzt, jetzt, jetzt.«

»Ja!«

»Zwei Geschichten«, sagte Polly, den Sieg ahnend.

»Ist gut.«

»Zwei Geschichten, und das Zugpfeifen-Lied.«

»Ist gut.«

Steve stand auf. Polly packte fest seine Hand. Er sah zu Nathalie hinüber.

»Willst du wirklich David anrufen?«

»Ja.«

Steve nahm sich zusammen.

»Grüß ihn von mir«, sagte er.

## Kapitel zwei

Nathalie war vier gewesen, als David dazukam. Sie hatte ein Baby erwartet, kein stummes Kleinkind, einen Jungen mit großem Kopf und großen, weichen Händen, mit denen er nach allem grapschen wollte, was ihr gehörte. Die Art und Weise, wie alle mit David umgingen, schien ein besonderes Mitgefühl und eine Sorge mit einzuschließen, sodass seine Sprachlosigkeit toleriert, wenn nicht sogar bewundert wurde, ebenso wie die Tatsache, dass er in einem Augenblick rücksichtslos entschlossen und im nächsten vollkommen in sich gekehrt war.

»Sei nicht böse mit ihm, Nathalie«, sagten Lynne und Ralph stets. »Er ist doch noch klein. Er kann nichts dafür.«

Insgeheim dachte Nathalie, dass allerdings sie etwas dafür konnten, hatten sie doch David überhaupt erst mit nach Hause gebracht. Das Leben war prima gewesen ohne David, David wurde nicht gebraucht. David in das Haus in der Ashmore Road mit aufzunehmen, schien ein besonders überflüssiger Akt der Willkür zu sein. Ein Baby wäre in Ordnung gewesen, ein Baby im Ställchen oder im Kinderwagen; ein Baby hätte nicht das Leben, das sich Nathalie, Ralph und Lynne zusammen aufgebaut hatten, umkrepeln oder beherrschen wollen. Nathalie spürte selbst mit ihren vier Jahren, dass sie sich mit einem Baby hätte arrangieren können.

Sie verschloss ihre Zimmertür vor David. Sie legte ihre Spielzeuge an Orte, die David, obwohl er klettern lernte, nicht erreichen konnte. Sie aß, ohne ihn anzusehen, und wenn er sich bei den Mahlzeiten schlecht benahm, was er oft tat, indem er seinen Teller auf den Boden schleuderte und Essen ausspuckte und an sich runterlaufen ließ, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas völlig anderes und starrte es an, bis ihr die Augen tränten. Wenn David Lynne zum Weinen brachte, fing Nathalie auch an zu heulen, um Lynne zu zeigen, dass sie allen Grund zum Weinen hatte. Sie wehrte sich, wenn Ralph versuchte, sie für den Kindergarten anzuziehen, und wenn er protestierte, sah sie ihn unschuldig an und wurde stumm wie David.

Sie wusste, dass sie ihn hasste. Sie wusste außerdem, dass es nicht nur nicht erlaubt, sondern absolut verboten war zu sagen, dass sie ihn

hasste. Niemand hatte ihr das je ausdrücklich dargelegt, aber irgendetwas in dem beinahe ehrfürchtigen Mitleid, das David umgab, ließ sie erkennen, dass es einige Bereiche menschlichen Verhaltens gab, die dermaßen mit Empörung eingezäunt waren, dass jegliches Eindringen in sie eine persönliche Strafe zur Folge hätte, für die man den Rest seines Lebens büßen müsste. Sie ahnte, wenn sie so weit gehen würde zu sagen, dass sie David hasste, könnte sie nie mehr umkehren. Sie könnte sagen, sie hasste seinen großen Kopf und seine Sabberei und seine dreckigen Windeln und seine Beharrlichkeit, aber sie dürfte nicht sagen, dass sie ihn hasste. Und es wurde noch schlimmer, viel schlimmer durch die Tatsache, dass er sie liebte. Von dem Augenblick seiner Ankunft an liebte er sie. Wenn er sich in sich selbst zurückzog und wie ein formloser Pudding apathisch dasaß, konnte ihn nur Nathalie wieder zurück ins Leben holen. Nicht, dass sie das wollte – von ihr aus hätte er für alle Ewigkeit wie ein Pudding bleiben können –, aber er wollte unbedingt so auf sie reagieren. Sobald sie in seine Nähe kam, begannen seine Augen zu leuchten und seine Hände streckten sich nach ihr aus. Sie hasste seine Hände. Sie waren immer klebrig.

Er hatte Jahre gebraucht, um sie für sich zu gewinnen. Lynne erzählte Freunden, es habe ihr das Herz gebrochen zu sehen, wie David um Nathalies Aufmerksamkeit kämpfte, ganz zu schweigen von seinem Kampf um ihre Anerkennung. Natürlich konnte man von einem kleinen Mädchen keine Einsicht in den Umstand erwarten, dass David zweimal seiner Eltern beraubt worden war – das erste Mal, als seine leibliche Mutter ihn zur Adoption freigegeben hatte, das zweite Mal, als seine Adoptiveltern durch ein Busunglück während eines Urlaubs in Frankreich ums Leben gekommen waren –, aber es war, als hätte Nathalie ihr Herz David gegenüber verhärtet, ohne überhaupt darüber nachzudenken, ohne ihn auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

»Dabei liebt er sie«, sagte Lynne immer, und ihre Augen wurden feucht bei dem Gedanken an Davids unerwidertes, kindliches Gefühl.

»Man kann es in seinem kleinen Gesicht sehen. Er liebt sie.«

Schon damals hegte Nathalie einen Argwohn gegen das Wort »Liebe«. Lynne benutzte es sehr oft. Lynne sagte, dass sie Nathalie liebte, und auch Ralph sagte es, und sie liebten sie ganz besonders, weil



sie sie ausgewählt hatten, ihr kleines Mädchen zu sein. Ausgewählt zu sein, sagte Lynne, mache einen zu etwas ganz Besonderem. Aber Nathalie war gegen das Besonderssein ebenso argwöhnisch wie gegen das Wort »Liebe«. Immer wenn sie in ihrem Schlafanzug (blassgelb, mit Häschen bedruckt) auf Lynnes Knien saß und diese über Liebe und Besonderssein redete, hatte sie das Gefühl, Lynne wollte etwas zurückbekommen. Nathalie sollte den ganzen Kram zusammenraffen und noch ein bisschen was dazutun und es ihr zurückgeben, wie ein Geschenk, ein Geschenk, das Lynne auf irgendwie obskure Weise dazu bringen würde, sich besser zu fühlen. Und sie brauchte immer etwas, um sich besser zu fühlen. Etwas in ihrem schmalen, freundlichen, sorgenvollen Gesicht machte Nathalie klar, dass Lynne die ganze Zeit eine Art Schmerz mit sich herumtrug und glaubte, sie in ihrem gelben Schlafanzug könnte diesen Schmerz lindern und sie trösten.

Aber das konnte Nathalie nicht. Sie mochte Lynne. Sie mochte Ralph. Sie mochte ihr Leben in dem Haus in der Ashmore Road und ihr Zimmer und das meiste Essen, das ihr vorgesetzt wurde, und sie ging gerne zur Schule. Aber darüber hinaus konnte sie nichts tun. Sie konnte sich nicht Ralph und Lynne an den Hals werfen in dem Wunsch, ganz in ihnen aufzugehen, teils weil sie nicht den nötigen Drang dazu verspürte, teils weil sie Lynne nicht zu geben vermochte, was diese anscheinend wollte, denn vielleicht wollte Lynne dann mehr und mehr und mehr, bis Nathalie völlig von ihr aufgesogen wäre wie Teppichflusen von einem Staubsauger.

»Ich habe immer von einem kleinen Mädchen wie dir geträumt«, sagte Lynne. »Und dass ich dich mir aussuchen könnte!«

Es war am Ende David, der sie rettete. Er fing an, jegliches Essen zu verweigern, wenn sie ihn nicht fütterte, und sie weigerte sich, ihn zu füttern, wenn er sabberte. Sie warf ihm einen warnenden Blick zu, einen Löffel voll pürierter Karotten auf dem Weg zu seinem Mund.

»Nicht sabbern«, sagte sie.

Er starrte sie an und sabberte. Sie setzte den Löffel ab. Er gab sich schreckliche Mühe, wischte sich den Mund mit den Händen ab und beschmierte das Kinn. Sie führte den Löffel wieder zu seinem Mund und schob ihn ohne Kommentar hinein. Lynne geriet in Verückung, wenn

sie das sah. Die Kinder nahmen keine Notiz von ihr.

»Das ist so hinreißend«, sagte sie zu Ralph. »Er würde alles für sie tun.«

Außer um etwas bitten, dachte Nathalie. Als sie sechs und David drei war, dämmerte es ihr auf unklare Weise, dass er sie niemals um etwas bat. Er mochte wohl vage von ihr verlangen, dass sie ihn fütterte, oder darauf bestehen, neben ihr zu sitzen oder sich in ihr Blickfeld zu setzen, aber es war für sie vollkommen klar, dass er nichts als Gegenleistung von ihr wollte, er wollte nichts weiter als zu seiner eigenen Zufriedenheit in ihrer Nähe sein. Und weil er nicht sprach – konnte er nicht?, fragte sich Lynne besorgt, oder, was noch besorgniserregender wäre, wollte er nicht? –, äußerte er weder Bedürfnis noch Wunsch nach Gegenleistung. Er wollte nur, dass Nathalie da war. Wie sie mochte er ausgewählt sein, aber er selbst hatte keine Wahl gehabt. Wie ihr war ihm etwas gegeben worden, für das von ihm Dankbarkeit erwartet wurde, war ihm nach dem Zufallsprinzip ein Lotteriegewinn überreicht und mitgeteilt worden, er könne sich darüber sehr glücklich schätzen. Aber anders als sie hatte er beschlossen, dass er sich angesichts dieser Lawine von Nichtausgewähltem eine Sache aussuchen würde, die er mochte, eine Sache, die keine Forderung nach Erwidierung oder Dankbarkeit beinhaltete. Und diese Sache war Nathalie.

Und dann wurde er hübsch. Zu Lynnes erstauntem Entzücken wurde aus diesem behäbigen, unproportionierten, beinahe kahlköpfigen Kleinkind ein hübscher kleiner Junge, einer von jenen kleinen Jungen, dessen Aussehen irgendwie sogar durch die Gleichgültigkeit von Bankangestellten und Supermarktkassiererinnen drang. David mitzunehmen wurde immer mehr zu einer Angelegenheit maßlosen Stolzes statt defensiver Ausreden, beinahe eine Art Konkurrenz zwischen Lynne und Ralph. Ralph nahm David selbst in seinen Schachklub mit, wo er auf den Knien des klubbesten Spielers saß, einem Senioren-Meister, der ein anerkanntes Buch über die strategischen Herausforderungen des Endspiels geschrieben hatte, und wo er dann einen König und eine Dame halten durfte. Ralph kam vor Stolz platzend nach Hause. Er stellte David auf den Boden, als wäre er eine seltene Skulptur.

»Er würde mit seinem Charme die Glasur von einem Doughnut schmelzen«, sagte Ralph.

Davids Charme lag in seiner Schönheit und Passivität. Die Beschränktheit, die er als Baby augenscheinlich gezeigt hatte, konnte nun, korrekter, als Gehorsamkeit gedeutet werden. Man konnte ihn stundenlang allein mit den selben zwei Autos auf dem Teppich spielen lassen, dessen Streifen praktische Straßen abgaben; man konnte ihn sogar getrost auf das Schaukelpferd setzen, das Ralph ihm gebaut hatte, auf dem er mit einer Versunkenheit schaukelte und schaukelte und schaukelte, die für Lynne einfach nur lieb war. Es schien besonders lieb verglichen mit Nathalie. Je älter Nathalie wurde, desto öfter musste sie sich aufspielen, wie Lynnes amerikanische Freundin Sadie es nannte. Sie wurde provozierend und empfindlich und unberechenbar, manchmal klammernd, manchmal abweisend gegenüber Lynnes angebotenen Umarmungen. Sie schloss enge Freundschaften in der Schule und zerstörte sie dann grundlos wieder und schluchzte heftig über ihr Zerbrechen.

»Mir gefällt das nicht«, sagte Lynne. »Mit gefällt das Kind nicht, das aus ihr wird.«

Ralph reparierte ein Spielzeug, das David untypischerweise kaputtgemacht hatte.

Ohne aufzublicken, sagte er bedächtig: »Was dir nicht gefällt, meine Liebe, ist der Schmerz, mit dem du leben musst und der nicht gelindert werden kann.«

Lynne erstarrte. Sie schaute auf Ralphs gebeugten Kopf, auf seine geschickten Hände zwischen den gelben Plastikstücken. Dann ging sie zurück ins Haus und stellte sich an die Waschmaschine, die Fäuste unters Kinn gepresst, und machte einer Wut Luft, die in ihrer kurzen Intensität fast mörderisch war. Wie konnte er nur? Wie konnte er es wagen? Wie konnte er es wagen, sie an ihre beständige Enttäuschung – ihre – zu erinnern über seine Zeugungsunfähigkeit?

Später am Abend schrie sie Nathalie an. Es war wegen etwas absolut Harmlosem wie ungeputzte Zähne oder ungebürstete Haare, und sie war über sich selbst entsetzt. Sie wartete mitten in ihrer Verzweiflung, dass auch Nathalie entsetzt wäre, dass sie weinen und zittern und Trost

suchen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Stattdessen sah Nathalie sie mit einem Ausdruck an, der zwischen Triumph und Erleichterung wechselte, und dann drehte sie sich um und trottete in Davids Zimmer und kletterte zu ihm ins Bett. Lynne sah, wie sich David erstaunt und erfreut zu ihr umsah, und dann hatte sie das Gefühl, sie bräuchte nicht länger nach ihnen zu sehen, sie sollte sie dort Seite an Seite zusammen schlafen lassen und nichts sagen.

»Wenigstens«, sagte sie später zu Ralph, erschöpft von der Gemütsbewegung, von dem Gefühl, jeden, eingeschlossen sich selbst, im Stich gelassen zu haben, »wenigstens haben die beiden einander.«

Das sagte Lynne noch immer. Es brachte Nathalie auf, wenn sie es sagte, weil es Nathalie noch immer so schien, als erwarte Lynne dafür eine Bestätigung oder sogar Dank, und obwohl Nathalie Lynne liebte, obwohl sie anerkannte, wie viel Unterstützung sie durch Lynne bekommen, wie sehr Lynne immer auf ihrer Seite gestanden hatte, konnte sie sich noch immer nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass Lynne meinte, sie schulde ihr etwas.

Dieses Problem mit Pollys Ohr war genau so ein Fall. Polly war Lynnes Enkelin, und Lynne würde sich wünschen, würde es erwarten, in jede Sorge, die sie betraf, ob eine kleine oder große, mit einbezogen zu werden. Es wäre ein Zeichen der Nähe zwischen Nathalie und Lynne – ein Zeichen dafür, dass es keinen Unterschied gab zwischen ihrer und der Beziehung zwischen einer leiblichen Mutter und Tochter –, wenn Nathalie sich Lynne in allen mütterlichen Belangen anvertraute, in allem, was diese Verbindung betraf, die Nathalie so natürlich, so ursprünglich mit Polly aufgebaut hatte.

Aber David hatte Nathalie insgeheim etwas anderes gelehrt. Indem sie ihm dabei zusah, wie er vom Kind zum Jungen und zum Jugendlichen heranwuchs, hatte sie beobachtet, dass er Dingen unauffällig auswich; er stürmte nicht mitten hindurch und zerbrach dabei Porzellan. Er gab Nathalie zu verstehen, dass er bereit wäre, sowohl den Tadel mit einzustecken als auch beim Zusammenkehren zu helfen, sollte sie Porzellan zerschlagen müssen, dass sie das aber gar nicht tun müsste, um zu bekommen, was sie wollte. Weich gebettet durch seine anspruchslose Treue, gab sie mit den Jahren etwas von der Anmaßung

ihrer Macht über ihn auf und ging dazu über, trachtete geradezu danach, die unausgesprochene Zufriedenheit in seiner Gegenwart zu suchen, die er anscheinend immer in ihrer gefunden hatte. Als sie jetzt an der Küchenwand lehnte, im Begriff, Davids Nummer zu wählen, überfiel sie plötzlich die Erinnerung daran, wie sie auf dem Treppenabsatz vor der verschlossenen Badezimmertür in der Ashmore Road gehockt hatte. David war im Bad und sang. Er war etwa fünfzehn und von der Idee besessen, Bluesänger zu werden. Er redete von »Bayous« und »Catfish« und »no satisfaction«, und er sparte für eine elektrische Gitarre. Als sie dort auf dem lehmgrauen Teppich kauerte, hörte sie ihn »This Train« singen, und sie wusste, er würde so in der Badewanne liegen, dass nur noch Nase und Mund raussahen, und sich zum Sterben bereitmachen.

Die Erinnerung daran brachte sie zum Lächeln, die Erinnerung daran, wie er Songs mit Titeln wie »Ain't No Way Out« geschrieben hatte, die Erinnerung daran, wie er gewesen war, bevor er Marnie kennen lernte und Unternehmer und Vater dreier Kinder wurde. Sie lächelte noch immer, als sie den Hörer abnahm und seine Nummer wählte.

»Du klingst glücklich«, sagte Marnie.

»Ach«, sagte Nathalie, »ich musste nur über etwas lachen, als ich den Hörer abnahm ...«

»Polly?«, fragte Marnie. In Marnies solidem, praktischem, ruhigem Leben lag der Quell von Freude und guter Laune zumeist in Kindern.

»Nein«, sagte Nathalie. Sie fing an, ihr Haar hinten am Kopf hochzuzwirbeln, wie sie es immer tat, wenn sie angespannt war. »Nein, eigentlich nicht. Über David, ich musste an eine Geschichte mit David denken, als wir klein waren. Ist er da?«

»Na ja, nein«, sagte Marnie.

»Soll ich raten?«

»Mittwochabend, Nat ...«

»Schachklub. Na klar. Hätte ich wissen müssen. Was ist das nur mit Männern und Schach?«

»Nur einige Männer —«

»Mein Vater«, unterbrach Nathalie, »Dave —«

»Er möchte, dass Daniel spielt«, sagte Marnie. »Aber der will nicht.«

»Warum nicht?«

»Er sagt, es interessiere ihn nicht.«

»Kann ja sein.«

»Genau, was ich sage. Mit zehn weiß er, was ihn interessiert. Und seine Weigerung hat natürlich in Ellen den Wunsch geweckt, Schach zu spielen, was David ihr auch beigebracht hat, aber man kann sehen, dass er nicht mit dem Herzen dabei ist. Sie ist kein Junge.«

Nathalie stellte sich Marnie vor, wie sie in der Diele stand und sich im Spiegel betrachtete, der beim Telefon hing. Sie würde sich mit dieser unbeschwerten Akzeptanz betrachten, mit der sie die meisten Dinge betrachtete, und zu ihrem dicken, prächtigen, blonden Zopf greifen, den sie über ihre kräftige Schulter gelegt trug. Manchmal stellte sich Nathalie vor, wie der Zopf aussehen würde, wenn Marnie älter war, zu einem festen Knoten geschlungen wie auf einer Illustration von Heidi. Als David Marnie kennen lernte – die tüchtige Leiterin eines kleinen privaten Kindergartens –, hatte sie ihre Haare mitunter offen getragen, ein schwerer, weizenfarbener Vorhang, gekräuselt vom vielen Flechten.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, fragte Marnie.

»Ähm«, sagte Nathalie. Sie hielt inne, und dann sagte sie unwahrheitsgemäß: »Es hat was mit Mum zu tun.«

Marnie sagte nichts. In ihren Augen konnten sich Nathalie und David glücklich schätzen, Lynne zu haben, glücklich, eine Mutter zu haben, die nah genug wohnte und begeistert genug war, um eine ausgezeichnete Großmutter abzugeben. Marnies eigene Mutter lebte in Winnipeg, wo Marnie aufgewachsen war, und lehrte an der Universität Gesellschaftsrecht. Jeden Sommer – mit oder ohne David – nahm Marnie ihre drei Kinder und flog mit ihnen für einen Monat nach Winnipeg. Jeden Sommer kamen die Kinder zurück und sagten laut, dass sie viel, viel lieber in Kanada leben würden. Ihre Großmutter machte mit ihnen Campingreisen zu ihrer Hütte am nahe gelegenen See, und jede Mahlzeit fand im Freien statt.

»Jeder kann das einen Monat lang machen«, sagte Marnie dann zu Lynne. »Aber es ist der Alltag, der zählt. Es ist der Alltag, der für mich den Ausschlag gibt.«